

Literatur des Auslandes.

N^o 96.

Berlin, Freitag den 10. August

1838.

England.

Die periodische Literatur unter der Königin Anna, oder Richard Steele und seine Zeit.

Wie fast in allen neueren Literaturen, hat man sich auch bei der Englischen in den letzten Jahren viel mit den dunkleren Theilen derselben beschäftigt und über das Leben vieler berühmter Schriftsteller gründliche Forschungen angestellt, um einestheils die kleinste werthvolle Reliquie aus der Vergangenheit wieder ans Tageslicht zu bringen, anderentheils, um auf diesem Wege irgend eine neue Anschauung zu gewinnen, die uns ein richtigeres und klareres Bild von der Zeit und den Menschen geben kann. Dieser Eifer ist meist als ein Zeichen literarischer Thätigkeit und Wahrheitsliebe anzusehen, wiewohl er mitunter ein unbilliges Mißtrauen gegen alte Darstellungen und Urtheile bekundet und ein übertriebenes Streben, hergebrachte Eindrücke zu zerstören. Schriftsteller, die bisher in dem Andenken der Welt einen unveränderlichen Standpunkt einzunehmen schienen, sind dadurch aufs neue vor die Schranken des öffentlichen Urtheils gebracht worden, als stammte ihr Name erst von gestern, und haben so in den Blättern und in der Conversation eine Stelle eingenommen, die mehr denjenigen unserer Zeitgenossen zu gebühren scheint, deren Werth noch nicht so ausgemacht ist. Die ungünstigen Urtheile über ausgezeichnete Männer, die wir von ihren Zeitgenossen geerbt, sind dadurch nach und nach gemildert worden, und mancher achtbare Schriftsteller, an dessen Werth wir bisher minder gedacht, als wir sollten, da es uns nie eingefallen ist, ihn zu befechten oder zu vertheidigen, hat für uns bedeutend an Interesse gewonnen. Dieses Interesse muß die praktische Folge haben, daß man überhaupt mehr anfängt, Literatur und Schriftsteller in ihren früheren und gegenwärtigen Verhältnissen und nach den verschiedenen Einflüssen, denen sie unterworfen sind, zu betrachten, und wenn hier und da im Laufe der Jahre Verkümmerten im Denken oder Schreiben einreißt und Produkte von monströser Originalität den öffentlichen Geist eine Zeit lang beschäftigt haben, so sind wir dann zu der Hoffnung berechtigt, daß ein wiederholtes Studium unserer alten Lieblinge der herrschenden Anomalie und Excentricität ein Ende machen und das Maß der Wahrheit wieder zur Herrschaft bringen wird, ohne darum einen gesunden Geist poetischer Kühnheit zu unterdrücken.

Zu den bedeutendsten und interessantesten Erscheinungen in der Geschichte der Englischen Literatur gehören gewiß die journalistischen Versuche zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, welche die glänzendste und populairste Form der Prosa-Darstellung in jener Zeit aufweisen und von denen Einiges, wie namentlich der bekannte „Spectator“, nicht nur damals sich der allgemeinsten Verbreitung erfreut hat, sondern auch jetzt noch mit Recht in vieler Beziehung als klassisch geachtet und Engländern wie Fremden, die sich mit der Sprache vertraut machen wollen, als anziehende, in Form und Inhalt lehrreiche Lektüre empfohlen wird. Doch abgesehen von diesem mehr formellen und literarischen Werth, sind diese Blätter auch historisch besonders merkwürdig. Indem sie nämlich von vorn herein in der Absicht herausgegeben wurden, geradezu auf die Gesellschaft selbst und auf die damaligen Menschen zu wirken, vorhandene Uebel und Mängel zu bekämpfen, an das zu erinnern, was der Gegenwart Noth thue, und eine Reform der Sitten zu Stande zu bringen, so geben sie uns von selbst das vollständigste Sittenbild der Zeit, und wenn wir uns daher nicht eine allgemeine Vorstellung von dem Zustande der damaligen Gesellschaft machen, sind wir auch nicht im Stande, den Geist und die Bedeutung dieser Blätter vollkommen zu würdigen.

Keine Zeit in der Englischen Geschichte zeichnet sich so sehr durch einen tiefgreifenden Verfall in socialer, politischer und literarischer Beziehung aus, als die ersten fünfzig Jahre nach der Restauration. Wir sprechen von ihr geradezu als einer verderbten. Man kann diese Corruption und ihre ganze Dauer eben so schwer bis auf die Ursachen zurück verfolgen, die ihr Entstehung gaben, als sich bei ihr jene endlichen guten Wirkungen herausfinden lassen, welche eine höhere Fügung selbst aus dem Bösen entspringen läßt. Ein Englischer Schriftsteller nannte vor kurzem diese ganze Zeit die lasterhafteste, welche die Welt seit der Züchtigung der Römischen Verderbnis durch das Hereindringen der

nordischen Barbaren erlebt hätte, und indem er sie mit der unfrigen vergleicht, rühmt er „die Treflichkeit der jetzt waltenden moralischen Gesinnung, die es dem gemeinsten Charakter unter den lebenden Englischen Staatsmännern unmöglich machen würde, von einer fremden Macht solche Bestechungen anzunehmen, wie sie ein Ruffell, ein Sidney, ein Marlborough damals ohne die geringste Scheu empfangen.“ Eben so nennt er als ein Zeichen unserer Besserung „das süßliche Zartgefühl, welches jetzt in weiblicher Gegenwart die entfernteste Anspielung auf Gegenstände verbietet, die damals von und mit den Frauen und Schwestern jener großen Männer vertraulich diskutiert wurden.“

Es war bekanntlich auch eine Zeit harter politischer Kämpfe, religiöser Unduldsamkeit und heftiger Kriege mit dem Ausland, die mit den inneren Unruhen eng verbunden waren. Diese bürgerlichen Kämpfe waren nicht von der Art, wie wir sie gewöhnlich in freien Gemeinden erwarten, die uns aber nur selten ein Gegenstand der Furcht sind. Diese Spaltungen unter den Menschen, die wir gewöhnlich Parteien nennen, erscheinen uns in solcher Entfernung wie das Aufstehen ganzer Stände gegen einander. Die Leidenschaften und Interessen jedes Individuums hatten damals einen Gegenstand im Auge, der wesentlich das öffentliche Wohl betraf. Die streitigen Punkte waren nichts Beringeres, als ein Wechsel der Dynastie, eine Reform oder Wiederherstellung der Constitution, ein Umsturz der bestehenden Kirche, die Unterdrückung der Andersdenkenden. Die ganze Gesellschaft scheint nur aus Royalisten, Puritanern, Republikanern, Vertheidigern der Kirche und Papisten zu bestehen, die alle zum Kampf gerüstet stehen für ein öffentliches Interesse, alle entweder von dem Gefühl schmachthchen Unrechts erfüllt oder von der Furcht vor einem plötzlichen Sturz von hoher Stellung herab, und vermischt mit den Mäßigen und Berzweifelten, die bei solchen Verwirrungen ihre Rechnung finden. Von jenen beschwichtigenden Einflüssen, wie sie z. B. eine elegante, populäre und leicht zugängliche Literatur auszuüben vermag, und die Allen einen Moment der Ruhe und Abspannung für den Geist gewähren, wenn er, müde des Geschrei auf dem Schlachtfelde der Tagesdebatten, sich in sich selbst zurückziehen will, sehen wir hier wenig oder fast nichts. — Erwarten wir aber nicht bei einem solchen Zustand der Dinge und bei diesem allgemeinen Mißtrauen der Gemüther wenigstens eine ernste, düstere Stimmung, eine herbe Strenge der Sitten und gerade in der Verwirrung der Zeiten ein tragisches Moment? Und doch sehen wir hier überall nur Luxus, Frivolität, Spott, Skeptizismus oder schlaffe Frömmigkeit, die niederen Klassen ausgenommen, die darauf rechnen konnten, wegen ihrer sonderbaren Tugend ausgelacht zu werden.

Was die Achtung und den Einfluß der Frauen, natürlich aus den gebildeten Ständen, betrifft, so kann man sich hierüber aus der Satire Pope's und Swift's und aus den Komödien der Zeit belehren. Selbst die Art, wie sie in den periodischen Zeitschriften selbst angeredet oder erwähnt werden, sobald die Schriftsteller den Verfall weiblicher Tugend beklagen und bei der Reform des Staats zuerst auf die Reinigung des häuslichen Heerdes dringen, verräth mitten in ihrer Höflichkeit und Herzengüte einen Grad der Verachtung, welche Männern, die sich eben so durch Wohlwollen als durch Geist auszeichneten, nur mit Gewalt aufgedrängt sein kann, und nichts ist trauriger, als zu sehen, wie sie an die Ehre und den Eigennuß ihres eigenen Geschlechts als den Hauptschutz des anderen appelliren und auf die Selbstachtung der Mütter und Töchter von England so wenig Vertrauen setzen.

Wahr ist es, bei unserer Beurtheilung der Gesellschaft einer anderen Zeit werden wir nie von Uebertreibung frei seyn. Wir nehmen das Böse oder Gute, was uns zuerst in die Augen fällt, und tadeln oder loben in Masse, ohne zu bedenken, wie viel verborgene Tugend in jeder Klasse da ist und da seyn muß, so lange die Gesellschaft noch nicht ganz zerfallen ist, und wie viel raffinierte Bosheit andererseits in den Zeiten, die uns die besten scheinen, sich versteckt oder geduldet wird. Auch vergessen wir bei der Betrachtung verschiedener Perioden, wie sehr sich die Formen und äußeren Verhältnisse des Lebens ändern, und daß in erkünsteltem Anstand eben so tiefe Verderbnis liegen kann, um so tiefer, da sie mehr verfeinert aussieht, als in schamloser Ungebundenheit. Wir vergessen, daß die Reden und Gemeinplätze, die dem einen Zeitalter anstößig scheinen, in dem anderen ganz gewöhnlich und fast unschuldig waren; denn sie sind mehr

das Erzeugniß eines niedrigen Bildungszustandes, als die Ursache desselben, und eine bloß konvenienzmäßige Verbannung derselben, wie wir sie oft in unserer Zeit finden, kann eben so wenig zur sittlichen Läuterung der Gesellschaft beitragen, als sie uns über den wahren Zustand derselben belehren kann. Auch müssen wir, um in unserem Urtheil über Andere recht vorsichtig zu seyn, die edle Bemerkung Steele's, des Haupt-Journalisten jener Zeit, beherzigen: „So schlecht auch die Welt ist“, sagt er, „so finde ich doch nach langen Beobachtungen über Tugend und Laster, daß, wenn die Menschen nur nicht schlechter seyn wollten, als sie wirklich sind, ich für ihre Besserung viel weniger zu thun hätte, als jetzt. Sie haben gewöhnlich eine Art von verkehrtem Ehrgeiz angenommen und pflegen oft Laster und Schwächen zu affektiren, von denen sie ganz frei sind.“ Doch trotz all' dieser Gefahr der Uebertreibung läßt sich nicht leugnen, daß die genannte Periode in der Geschichte der Engländer, wo nicht gar der Europäischen Gesellschaft wegen ihres sittlichen Verfalls einzig dasteht.

Die periodische Presse stellte sich also damals die Aufgabe, gegen eine so verderbte Zeit anzukämpfen, die Menschen für reinere Genüsse empfänglich zu machen, von den Parteikämpfen abzuziehen, indem sie auf Gegenstände hinwies, die ein gemeinschaftliches Interesse hatten und von selbst zum Nachdenken führten, das tägliche Gespräch zu erheben und zu verfeinern durch die Eleganz ihres eigenen Dialogs, die Liebe zu literarischer Beschäftigung einem Volk einzustößen, das in Büchern noch wenig zu Hause war, und jenes enge, aber gemüthliche Leben, das innerhalb des häuslichen Heerdes spielt und ihn zu einer kleinen Welt für sich macht, in seinen sittlichen Schranken fest zu gründen und zu veredeln. Doch kaum ist es möglich, all' die besonderen Zwecke aufzuzählen, für deren Erreichung jene Blätter bestimmt oder geeignet waren; so genau bekümmerten sie sich um alle Klassen der Gesellschaft und alle menschliche Interessen, und so mannigfaltig waren die Gegenstände, auf die sie aufmerksam machten. Man kann sie mit einem Wort ein populäres Organ für Wahrheit und einen praktischen Mentor für sittliches Handeln nennen. Nach dem Bild, das wir eben von den Zeiten gegeben, erwartet man vielleicht, daß der Reformator eines solchen Volks notwendig ein strenger Censor seyn muß, aber es ist bekannt, daß der gewöhnliche Ton jener Blätter mild und freundlich ist, und daß sie mehr das Ansehen eines Familien-Journals haben, als didaktischer Vorträge, die feierlich vor einem ganzen Volk gehalten werden. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Demonstration of the truth of the christian religion. — Von A. Keith. A treatise on inflammations. — Von Dr. J. Macartney. 4. 15 Sh.
A volume for a lending library. — Von G. Davys, Dechant von Exeter.
Historical tales of the southern counties. — 2 Bde. 21 Sh.
Tales of the great and brave. — 5 Sh.

S ü d - A m e r i k a.

Ein authentischer Beitrag zu dem Leben Bolivar's.

(Schluß.)

Während der zwei Jahre, die Bolivar noch in Europa zubrachte, lebte er im Allgemeinen in Paris, machte aber öfters Ausflüge nach der Schweiz, Italien, England und anderen Ländern, ohne nur drei Monate an einem Orte auszuhalten. Bolivar bekannte sich zu den Grundsätzen der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und war ihr enthusiastischer Verehrer, seine Ungläubigkeit gränzte an Atheismus. Dabei war er glühender Republikaner. Seine Unduldsamkeit über Meinungs-Verschiedenheiten war unglaublich, und er drückte sich über die Konsular-Regierung mit einer Stärke aus, welche selbst den Kühnsten Furcht einflößte; eben so gereichten seine Ausfälle gegen die katholische Religion Vielen zum Aergerniß, die in der Wiederherstellung einer christlichen Gottes-Verehrung die Vorläuferin zur Rückkehr des ancien regime sahen. So gab er eines Tages ein glänzendes Mahl, zu dem auch meine Aeltern geladen waren. Die Redner, Senatoren, Generale, selbst die Würdenträger der Kirche fehlten nicht. Es war eines jener Bankette, das ausnahmsweise aus der Elite aller Parteien bestand, welche die Konsular-Regierung um sich versammelt sah. Noch verslang die Politik jede andere Unterhaltung, aber man gab seine Meinung schon in gemäßigten Ausdrücken, und die Generale Bonaparte's flochten bereits an seiner Kaiserkrone. Bolivar's männliche Erziehung, der ideale Flug seiner Gedanken, wie die Unabhängigkeit seiner Stellung mußten ihn zum erklärten Feinde dieser Durchgangs-Periode machen. Aufgeregt vom Champagner, vergaß er, daß er Ausländer und sein Tisch von Dienern des künftigen Kaisers besetzt war, und ließ seinem Unwillen über den Weißbrauch, welchen man dem Tages-Gözen streute, die Zügel schießen; keine Persönlichkeit blieb von seinem Ungeßüm verschont, und die Unterhaltung, bald aus den Gränzen der Bescheidenheit tretend, wurde zum lärmenden Disput. Alles redete zugleich, aber das Chaos des vielstimmigen Wortgezanks überdönte die metallreiche Stimme Bolivar's, der den Konsul anklagte, die Sache der Freiheit ver-rathen zu haben, nach der Alleinherrschaft zu streben und als Vorspiel damit zu beginnen, daß er das Völkerrecht mit Füßen trete und das Priester-Regiment wieder zu Macht und Ansehen bringe. Er warf den Revolutions-Heeren und Führern vor, Mitschuldige dieses Komplotts zu seyn, Apostasie den Rednern, schüttete mit vollen Händen seine Schmähungen über die Geistlichkeit, die, unfähig, das Vertrauen des Volkes zu gewinnen, sich dem Tyrannen

dienstbar gemacht, und schloß seine Invektiven damit, daß er den neuen Gang ihrer Religion dem Gelächter preisgab, die, nachdem sie mit Kolbenstößen zum Lande hinausgejagt, sich mit Bajonett-Stichen wieder zurückbringen ließe. Der Aerger hatte seine Höhe erreicht, Bolivar zwar Niemand genannt, doch hielten sich fast alle seine Gäste für beleidigt und schienen durch die Eile, mit der sie sich zurückzogen, an den Tag zu legen, daß sie den ganzen Auftritt für im Voraus eronnen hielten und sich aus dem schmähtlichen Hinterhalte, so gut es ginge, schleunig retten mußten. Tages darauf schickte Bolivar folgenden Brief meinem Vater.

„Herr Oberst! Es sind sechs Jahre, daß ich Sie kenne, und eben so lange, daß ich Sie aufrichtig liebe und die tiefste Hochachtung für den Adel Ihres Charakters und die Biederkeit Ihrer Gesinnungen hege. Es bedarf kaum der Worte, Ihnen meine Betrübniß zu gestehen, daß ich Sie gestern zum Zeugen eines Tumults gemacht habe, der in meinem Hause durch die fanatische Unduldsamkeit einiger Priester entstanden ist, die eine so unverschämte Sprache führten, als wenn sie schon, wie in Spanien, das Volk zu ihren Füßen sähen, um den Saum ihres Gewandes zu küssen. Sie werden bemerkt haben, daß die hohen Civil- und Militär-Beamten, die uns mit Lobhudeleien des ersten Konsuls regairten, der nächsten Verantwortung zu meinen Ausfällen, mich nur schwach unterbrachen, indem sie ihre Schande fühlten, und nur zum Schein einige Bemerkungen entgegenstellten, um sich außer Verantwortlichkeit zu setzen, bis der Klerus für Bonaparte Partei nahm und mit einer seltsamen Pflicht auch seltsames Geschrei glaubte verbinden zu müssen; der Wunsch, zu herrschen und sich wieder zum obersten Staats-Körper zu machen, liegt im Hintergrunde eines jeden Priesterherzens. Auch von den Besoldeten hängen ihm viele an, weil sie ihr Gehalt nicht verlieren wollen und Jedem schwören, der ihnen Geld gibt. Gegenüber diesen beiden Klassen, begreife ich nicht, daß Alles dem Konsul zugethan ist, und daß selbst Sie, Herr Oberst, der ein so richtiges Urtheil hat, ihn bis in die Wolken erheben. Wie Sie, bewundere ich sein Feldherrn-Genie, aber warum sehen Sie nicht, wie ich, daß der unbestrittene Besitz der Macht, daß die Alleinherrschaft das einzige Ziel seines Handelns ist? Dieser Mann hat einen angeborenen Instinkt zum Despotismus; er hat alle Einrichtungen, welche zu demselben führen, so verbessert, daß er in seinem umfassenden Kaiserreich durch seine Heere, Agenten und besoldeten Spione aller Art, durch Priester und Gensdarmen sogar, die Individuen wird beaufsichtigen und Niemand sich den wachsamsten Augen seines Verwaltungs-Personals entziehen können.“ Und einen solchen Mann an der Spitze, wagt man noch von einer Aera der Freiheit zu datiren! Wie ungründlich tugendhaft müßte ein Mensch seyn, um so viel Macht zu besitzen, ohne sie zu mißbrauchen! Kann es wohl jemals im Interesse eines Volkes liegen, sich einem Manne anzuvertrauen? Ich spreche vor Ihnen frei meine Ueberzeugung aus, Bonaparte's Regierung wird in kurzem härter auf Frankreich lasten, als die der Tyrannen, welche er gestürzt hat...“ „Vielleicht handle ich unrecht, daß ich mich mit so viel Heftigkeit auslasse, aber in der Kontroverse sieht mein Geist nicht auf Umstände und Personen. Ob die Gegner weiße Haare oder Schnurrbärte, das Schwert oder die Tonsur tragen, ist mir einerlei; ich sehe in ihnen nur personifizierte Ideen und setze meine Worte ohne Rücksicht auf die Stelle der Einzelnen in der bürgerlichen Gesellschaft. Ich besitze nicht die Kaltblütigkeit von Rodriguez oder Ihnen, lieber Oberst, kann, wenn es in mir gährt, nicht an mich halten. Wozu bedürfte ich auch dieser Eigenschaften? Ich bin kein Staatsman, der in langwieriger Sitzung den Faden der Debatten zu lenken hat, kein General, der durch seine Ruhe in der Gefahr den Soldaten Vertrauen einflößen soll, kein Professor, der die minutiösen Elemente seines verwickelten Systems einem zahlreichen Auditorium vortragen soll, von dem Allen bin ich nichts. Ich bin nur reich, eine Schmarotzer-Pflanze in der Gesellschaft, der goldene Schnitt an einem Buche, ein Edelstein von dem Schwert-Gehenke Bonaparte's, ein Purpur-Streifen auf der Toga des Redners. Ich bin nur gut, Feinde zu geben Leuten, die was sind. Mein Zustand ist ein sehr trauriger, Oberst; wenn Sie wüßten, wie ich leide, würden Sie vielleicht mehr Rücksicht mit mir haben. Verzeihen Sie mir, ich werde dieses Mal nicht Ihrem Rathe folgen, werde Paris nicht verlassen, bis ich die ausdrückliche Weisung dazu erhalten habe. Ich will auf mein eigenes Risiko die Erfahrung machen, ob es in diesem Lande der Freiheit einem Fremden erlaubt ist, seine Meinung über die Lenker des Staats-Ruders freimüthig zu äußern, und ob man um eines lähnen Wortes willen in die Verbannung wandern muß.“

Seit dieser Gastmahls-Scene war es bei der vornehmen Welt, welcher Bolivar auf eine so kostspielige Weise bisher seine Honneurs gemacht hatte, ein Glaubensartikel, daß der junge Amerikaner nicht der Mann wäre, dem man Besuche machen oder von dem man dergleichen annehmen könnte, indem es ihm an Lebensart mangelte, an Achtung vor den Verhältnissen und an Patriotismus für den Ruhm Frankreichs; durch die gränzenlose Berwegenheit in seinen Aeußerungen wäre er im Stande, auch die bescheidensten Leute zu kompromittiren, und zu ihm gehen, sey so viel, als sich bloßgeben. Alle Einladungskarten seiner ehemaligen Tischfreunde blieben von da ab aus, er lebte in einer vollkommenen Einsamkeit. Die beleidigten Priester nannten ihn einen Jakobiner. Mit diesem Namen, der noch von

*) Gostren Stellen, wie diese, wirklich echt oder erst post festum von der edlen Spanierin fabrizirt worden seyn?

Blut triefte, wurden in jener Zeit von den Bonapartisten die Freunde der Freiheit belegt, gleich viel, zu welcher Farbe sie auch gehören mochten. In ihren Augen waren alle Menschen, die etwas gegen Bonaparte hatten, Jakobiner oder Royalisten; man konnte keine aufrichtige Liebe zum Vaterlande nicht äußern, nicht die Unabhängigkeit seiner Meinung bewahren wollen, ohne von diesen Leuten in eine der beiden Klassen gewiesen zu werden. Je verlässener Bolivar sich fühlte, desto häufiger kam er zu meinem Vater, den er sehr lieb hatte, obgleich sie fast nie einerlei Meinung waren. Meine Mutter erzählte mir einige seiner Sonderbarkeiten, welche sich aus dieser Zeit herschreiben. — Mein Vater bewohnte in Baugirard ein Haus, an welches ein großer dazu gehöriger Garten stieß. Wenn Bolivar in demselben spazieren ging, hatte er die Gewohnheit, Alles kurz und klein zu machen, was ihm in die Hände fiel, Baumzweige, Weinreben, Blumen, Früchte u. s. w. Mein Vater, der auf seinen Garten große Stücke hielt, gerieth außer sich, wenn er die muthwilligen Beschädigungen entdeckte: „Sammeln Sie doch Blumen und Früchte, so viel Sie wollen“, pflegte er ihm dann zu sagen, „aber suchen Sie kein Vergnügen im Zerstören, und lassen Sie dasselbe am wenigsten an meinen Pflanzungen aus.“ — „Verzeihen Sie mir, Oberst, aber eher, glaube ich, brächte man einen Schmetterling zum Stehen als mich; kaum habe ich eine Blume zerknickt, die aufgehört hat, mir zu gefallen, und schon ist der Wunsch nach einer anderen da.“ — Trat er in den Obstgarten, so mußten es die Birnen bäßen, die er anbiß und wegwarf, so daß er sie dugendweis verdarb. Selbst in den Zimmern war man vor seiner Zerstörung; Wuth nicht sicher; bald zerkaute er die Frangen an den Gardinen, zerkaute bald die ledernen Ecken an den Büchern, die er auf dem Tische fand, oder demolirte den Kamin mit der Feuerzange, mit einem Wort, er konnte nicht zehn Minuten still sitzen, ohne einen Schaden angerichtet zu haben. Ich sah darin nur die Ausbrüche eines im Innern brennenden Feuers, das noch keinen Gegenstand, keinen Wirkungskreis gefunden hat.

Bolivar verließ Paris im Jahre 1805, nachdem er unermessliche Summen in der Hauptstadt verschwendet hatte. In dieser Zeit lag er keiner Art von Studien ob, unterhielt keine Verbindung mit ausgezeichneten Männern, und einige Opern-Tänzerinnen ausgenommen, kannten wenige Menschen seinen Namen. Der Ehrgeiz dieses jungen Mannes, der eine ausgebreitete Bildung besaß, sollte erst hervorretten, nachdem er den Kelch der Vergnügungen geleert, den ihm seine Schätze bis an den Rand gefüllt reichten. Er besaß übrigens, nach dem Zeugniß meiner Mutter, ein vorzügliches Herz, Großmuth gegen Jedermann und Wildthätigkeit gegen die Armen. — Im Jahre 1807 empfing meine Mutter den letzten Brief von Bolivar, wie er hier folgt: „Werthe Dame und Freundin. Seit meiner Abreise von Paris habe ich Ihnen nicht geschrieben; wovon sollte ich Ihnen auch schreiben? Was mir begegnet ist, war durchaus ohne Interesse, ein stetes Einerlei des Lebens, ein langweiliges Wiederholen. Ich bedarf einer neuen Lebensweise, habe Abschied genommen von Europa und seinen alten Institutionen, um nach Amerika zurückzukehren. Was ich dort beginnen werde? das weiß ich selbst nicht. Sie erinnern sich, daß bei mir Alles plötzlich kommt, daß ich vorher nie Beratungen anstelle. Das Leben unter den Wilden könnte für mich Reize haben, und leicht möglich, daß ich mir eine Hütte in den schönen Wäldern Venezuela's baue. Da werde ich nach Herzenslust Zweige abschlagen können und nicht befürchten dürfen, wie bei Ihnen, darum geschmäht zu werden. Therese, wohl denen, die an eine bessere Welt glauben können, weil die unsrige gar zu freudentlos ist. — Gern hätte ich den Obersten noch vor meiner Abreise gesehen, aber auch jetzt schreibe ich ihm nicht; denn ich könnte ihm nichts mittheilen, das er nicht schon wüßte. Er würde mich einen Thoren scheuten, wenn ich ihm elegisirte, daß das Leben traurig sey, ihm, dem der Tag zu kurz ist, um die Wolken genug zu bewundern, die über seinem Haupte schweben, die Blätter, durch die der Wind säufelt, das Wasser, welches stromabwärts fährt, und die Bäume, die an den Ufern wachsen. O, des Glücklichen, der, um seine Geister rege zu erhalten, keiner Illusionen bedarf, der die Natur in ihrer Werkstätte belauscht, in ihrem Werden und Reifen, indes sie mir einformig ist wie der Mensch, der sie meistert. Ich suche andere Menschen, eine andere Natur auf, der die märchenhaften Erinnerungen und Träume der Kindheit einen Zauber verleihen, welcher nach dem ersten Frühgruß schwinden wird; aber Ihr großer Kaiser beabsichtigt einen Feldzug nach Spanien, und ich wünsche Zeuge zu seyn von der Aufnahme, welche dieses Ereigniß in Amerika finden wird.“

Wir fügen nur noch Weniges hinzu. Durch diese Erzählung und seine sonderbaren Briefe findet zugleich ein historisches Problem seine Lösung; denn im Gegensatz zu den Behauptungen seiner Bewunderer, erklärt Bolivar hier selbst, bevor er noch den Schauplatz seines Ruhmes betritt, daß er an die Rolle, die er spielen sollte, selbst nicht gedacht habe. Mit dem letzten dieser Briefe (1807) beginnt er seine Helden-Laufbahn, wandelt der große Nachseherer Washington's in den Fußstapfen dieses Völkerbefreiers, wird sein Name geschichtlich. Von Bonaparte hat man gesagt, daß er die Anarchie entthronte; Bolivar hat umgekehrt die Anarchie auf den Thron gesetzt. Wir müssen uns hüten, drei Individualitäten zu vergleichen, deren Waf an Genie, so ungleich es übrigens dem Grade nach seyn mochte, die Natur nach dem Klima eines jeden von ihnen scheint vertheilt zu haben in unmittelbarem Verhältniß zu der Wichtigkeit der Revolutionen,

deren Häupter zu werden sie bestimmt waren. Nur die Bemerkung erlauben wir uns, daß von diesen drei Männern ein einziger den Muth und das Ehrgefühl besaß, seine Diktatur freiwillig niederzulegen, und daß dieser allein die Grundlage zu einer dauerhaften Staats-Verfassung errungen hat, als wollte das Fatum der neuen Geschichte den Eroberern der Zukunft andeuten, daß sie nur der Selbstbeherrschung, getragen von Energie, den Titel des Staaten-Gründers bewilligen werde, einen Titel, der rühmlicher und überhaupt seltener ist, als Sieger-Kronen und Königs-Namen, die mit dem Schwert errungen worden.

Flora Tristan.

Westindien.

Die Indianer in Cayenne.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Eine neunjährige Indianerin aus dem Stamm der Noragues hatte sich in die Wälder von Guiana verirrt und wurde hier von einigen Jägern gefunden, die sie zur Witwe eines reichen Pflanzers in Cayenne, der Frau von St. Croix, brachten. In der Heimath hieß das Kind Couramé, was in der Sprache der Galibis „schön“ bedeutet: rohe Völker wählen die Namen ihrer Kinder entweder von einer angenehmen Eigenschaft oder von einem Gegenstand der umgebenden Natur, der ihre Phantasie besonders anspricht. Bei ihrer Pflegemutter — denn dies ward jetzt Frau von St. Croix — bekam die Kleine den Namen Demetrie, und nichts wurde gespart, um ihre Erziehung zu vollenden. Was sie von Natur an Schönheit besaß, wurde durch die Eleganz der Kleidung noch erhöht; doch zum Unglück beging man den Fehler, in ihrer Gegenwart fortwährend von den Wildnissen ihrer Heimath, von dem elenden Zustand daselbst und von dem glücklichen Leben der civilisirten Welt zu sprechen; man wollte sie dadurch recht an ihre neue Lage fesseln und erreichte gerade das Gegentheil. Das Mädchen blieb traurig, trotz aller Liebe, die man ihr bewies, sie schmachtete wie die Blume, die ihrem natürlichen Boden entrissen wird. Ein geheimer Instinkt sagte ihr, daß sie für ein anderes Leben geschaffen sey, und ihre Blicke hatten etwas Wildes und Unstütes, das sie mitten in ihren Umgebungen zu isoliren schien. Sie hatte gehört, daß ihr Geburtsland östlich von Cayenne liege: von nun an fragte sie Jeden aus, der vom Approuague-Fluß kam, und sinnend wandte sie ihre Augen stets nach Sonnenaufgang.

Couramé mischte sich nicht unter die Mädchen ihres Alters; denn die Kinder, die mit ihr spielen sollten, waren nicht aus ihrem Stamm. Bruder und Schwester vermiste sie und die Spiele ihrer Heimath, und mitten im Reichthum und Ueberfluß fehlte ihr Alles, da die Mutter nicht da war. Kein Wunder: die Eindrücke des Gemüths in einem Alter von neun Jahren lassen sich nicht so leicht verwischen. Couramé hatte in Allem die besten Lehrer, die für Geld zu bekommen waren; auch hörte sie ihnen aufmerksam zu und machte in kurzer Zeit erstaunenswerthe Fortschritte. Sie hatte Französisch sprechen gelernt; aber für sie hatte nur eine Sprache Werth, die der Galibis, die an überflüssigen Worten so arm ist und so reich an Liebesausdrücken. Jedes Wort dieses wilden Dialekts, den sie als Kind von ihrer Mutter gelernt, war für das Mädchen ein Ohrenschmaus.

Es ist bemerkenswerth, daß Couramé's Erziehung, statt sie ihrer Heimath zu entfremden, die Liebe zu dieser steigerte, je mehr ihr Bewußtseyn sich entwickelte. Ein Plan war damals im Werk, die Wilden von Guiana zu civilisiren: die Französische Regierung ward davon in Kenntniß gesetzt. Begierig las jetzt Couramé jede Nachricht über den wandernden Stamm der Galibis, über die Industrie, die Sitten und Spiele der Noragues, und ihre aufgeregte Phantasie fand hierin nur neue Nahrung für ihren liebsten Wunsch, auf immer nach dem Schauplatz ihrer Wiege zurückzukehren. „Geliebtes Land!“ rief sie, „wo ich zuerst das Licht sah! Wer kann mir das Glück erzeigen, das du mir gewährst? Wer kann an dich denken ohne Sehnsucht, dich wiederzusehen?“ — Frau von St. Croix hatte längst bemerkt, daß Couramé unglücklich sey, aber Niemand wußte, warum, und Couramé selbst wagte es nicht, die Ursache ihres Kummers zu nennen: sie fürchtete, für undankbar gehalten zu werden und ihre Wohlthäterin zu betrüben.

Was allein noch Couramé's Heimweh minderte, war die Lektüre einiger historischen Werke, die ihr Frau von St. Croix gegeben; auch tröstete sie die Unterhaltung des Dr. Balaner, eines lebenswürdigen alten Mannes, der seit länger als vierzig Jahren von der Kolonie verehrt wurde. Er hatte Couramé's Gedanken durchschau, verbarg ihr aber seine Entdeckung. Die Art, wie er mit seinen Patienten umging, war so gewinnend, daß sie ihm schnell ihr Vertrauen schenkte. Um jene Zeit war der Baron von Besner Gouverneur von Cayenne, ein höchst aufgeklärter Menschenfreund, der besonders die Indianer liebte. Um seine Civilisationspläne besser zu fördern, wollte er einige von ihnen unter verschiedenen Vorwänden nach Cayenne locken, damit sie hier die Vortheile kennen lernten, die man in Städten genießt. Er suchte diese Wilden mit den civilisirten Bewohnern in Verbindung zu bringen, sie zu Freunden der Kolonisten zu machen und sie allmählig an solche Sitten zu gewöhnen, wodurch sie in ihren eigenen Augen gewinnen müßten. Besonders glaubte er, würde ihm dies mit den Noragues gelingen, die unter allen Wilden die meiste Moralität zeigen, ihre Aeltern mit Ehrfurcht behandeln und sich durch Gerechtigkeitsliebe und Treue auszeich-

nen. Auf einer Reise, die er nach dem Gebiet des Approuague gemacht, hatte er sich in ihre Mitte begeben, und hier war er zur Ueberzeugung gekommen, daß sich mit diesem interessanten Stamm viel anfangen lasse. Er hoffte, Ackerbauer aus ihnen zu machen, unter deren Hand die fruchtbare Gegend, die sie bewohnten, trefflich gedeihen würde. Sie waren des Verkehrs um so eher fähig, als der größere Theil unter ihnen bereits getauft war und schon einige Fortschritte in der Civilisation gemacht hatte. Herr von Besner ließ ihrem Häuptling Amiki sagen, er würde es vielleicht der Mühe werth finden, mit einigen seiner Begleiter an einem bestimmten Tage in die Hauptstadt zu kommen, zur Berathung von Angelegenheiten, die ihn interessirten und sich auf das Gedeihen seines Stammes bezögen. Die Botschaft ward geschickt ausgerichtet von einem Gesandten, der großen Einfluß bei ihm gewann.

Es ist bekannt, wie ungern sich die Wilden entschließen, in Verkehr mit Fremden zu treten; nur Gewalt oder Noth kann sie dazu zwingen. Doch die Noragues waren seit einiger Zeit sehr arm: es fehlte ihnen an Aerten, Säbeln, Flinten und anderen Werkzeugen. Darum glaubten sie, die Reise würde ihnen in dieser Beziehung Vortheil bringen, und der Vorschlag des Gouverneurs ward ohne Bedenken angenommen. Der Vater Amiki's, der zu alt war, um seine Hütte verlassen zu können, billigte die Abreise seines Sohnes, den mehrere Männer und Frauen seines Stammes begleiteten. Als sich in Cayenne die Nachricht verbreitete, daß die Noragues kommen würden, war Couramé's Freude gränzenlos. Jetzt hoffte sie, zurückzukehren und ihre Mutter zu sehen; die Liebe zur Heimath erwachte mit der alten Gewalt. In ihrer Ungeduld zählte sie die Tage und Stunden, die sie noch bis zur Ankunft ihrer Landsleute zu warten hatte. Einem Gemüth, das nur von Hoffnung lebt, ist die Gegenwart immer drückend. Couramé wiederholte sich rasch alle Worte der Sprache, die sie vor ihrer Entführung so gut gekannt. Sie zweifelte nicht, von ihren Freunden erkannt zu werden; denn wenn sie auch von Reichthum umgeben war und sehr feine Kleider anhatte, so trug sie doch immer etwas vom Indianischen Kostüm: die langen, weichen Locken der Galibis-Frauen, eine Schnur rother Früchte um den Nacken, Korallen an den Ohren und Armbänder, die aus See-Ruscheln verfertigt waren.

Die Indianer wurden mit allgemeinem Jauchzen empfangen. Sie marschirten Mann für Mann, ganz wie sie durch ihre Wälder ziehen. Die ganze Bevölkerung der Kolonie lief hinaus, sie vorüberziehen zu sehen: Wilde sind für den civilisirten Menschen immer etwas Sehenswürdiges. Die junge Couramé konnte ihr Entzücken nicht an sich halten, als sie das Volk ihres Stammes erblickte. Sie bat sie in der Sprache der Galibis, ihr Nachrichten von ihrer Mutter zu geben; sie sparte keine Zeichen oder Gebärden, um sich verständlich zu machen, und suchte die Antwort in ihren Blicken. In ihnen glaubte sie ihre Verwandten, ihre Heimath, das ganze Gebiet des Approuague wiederzusehen.

Unter den Indianern, die mit dieser Gesandtschaft zum Gouverneur kamen, waren Mehrere von trefflichem Wuchs und edlem Aeußern. Amiki's Sohn ragte unter Allen durch sein Kostüm hervor, das viel zierlicher war, als das seiner Begleiter. Er war bewaffnet wie ein Krieger und hatte ein gebieterisches Aeußere; doch war sein Gesicht melancholisch und ernst. Als er Couramé bemerkte, erheiterten sich seine Züge. Die Letztere betrachtete besonders aufmerksam eine Gruppe von Norague-Weibern, die den Zug schlossen und gegohrene Flüssigkeiten und etwas Maniablüthe trugen, um für ihre Männer eine Art dicker Suppe zu bereiten. Die Indianischen Weiber waren bescheidener gekleidet, als gewöhnlich, und die meisten von ihnen hatten sich mit Federn geschmückt; sie trugen Röcke von blauer Wolle oder Kallio, denn blau ist die Lieblingsfarbe der Noragues. Einige hatten auch ihren Teint durch Farben aufgefärbt. An den Füßen trugen sie Halbstiefeln, die aus Binsen und Baumwollenfäden sinnreich gewebt waren. So wunderbar auch dies Kostüm war, so war doch Couramé entzückt, sie zu sehen, und gab diesem Schmuck den Vorzug vor ihrem eigenen. Auch die Indianer freuten sich über Couramé, die sie erkannt hatten, und blickten sie mit dem größten Erstaunen an. Es war interessant zu sehen, wie diese Kinder des Waldes sich unter die Bewohner der Stadt mischten.

Zum Gouverneur geführt, verlangten sie ungestüm Aerte, Flinten und Anderes, was sie nothwendig brauchten. Die Norague-Weiber legten ihre Binsenkörbe und irdenen Gefäße vor die Damen hin, von welchen sie dafür Halsbänder von Agat, Armbänder und andere Zierrathen bekamen. Währenddem mischte sich Couramé unter sie, ihres Mutter suchend, welche die Hütte nicht verlassen hatte, da sie nicht ahnte, daß ihre Tochter noch lebe. Der Gouverneur empfing die Indianer mit gewinnender Herzlichkeit; denn es war sein glühendster Wunsch, sie an den Vortheilen der Civilisation Theil nehmen zu lassen. Kaum aber waren sie angekommen, als sie schon von Heimkehr zu sprechen anfangen. Um sie zurückzuhalten, suchte der Gouverneur ihre Schaulust zu reizen, aber nichts konnte sie fesseln. Die Bewunderung von Wilden ist kurz und flüchtig. Bei ihnen ist der Trieb der Selbsterhaltung allein vorherrschend. So sahen sie in den Matereien und Kunstwerken, die man ihnen zeigte, nichts Außerordentliches: sie gaben immer den Naturscenen den Vorzug und sehnten sich danach zurück. Was nicht mit ihren besonderen

Bedürfnissen zusammenhing, ließ sie gleichgültig. Selbst die Spiegel im Salon des Gouverneurs erregten ihre Bewunderung nicht, weil sie sich oft genug im Approuague-Fluß wiedergespiegelt sahen. Nur die Blase-Instrumente des Musik-Corps, denen ihre eigenen Bambusflöten mit den monotonen Klängen, die sie von sich gaben, so weit nachstanden, konnten sie zuerst fesseln.
(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein Englischer Jean Paul. Herr Carlyle, der bekannte Britische Biograph und Erklärer Goethe's und Schiller's, einer der gründlichsten Kenner unserer Literatur in seinem Vaterlande, hat sich seitdem in einige Deutsche Schriftsteller, namentlich aber in Jean Paul, so hineingelesen, daß er gar nicht wieder herauszukommen vermag. Und so sitzt er nicht bloß mit seinen Gedanken und Studien bei seinem Liebling, sondern er schreibt auch ganze Bücher im Geiste desselben, und da diese, wie bisher noch alle Nachahmungen Jean Paul's, einen etwas wunderlichen und eben nicht ansprechenden Charakter haben, so bringt gerade Herr Carlyle, der größte Kenner der Deutschen Literatur in England, diese dort in den Ruf der Ueberspanntheit und der besondern Liebhaberei für das Unverständliche. Sein neuestes Werk heißt „Sartor resartus, oder Leben und Meinungen des Herrn Teufelsdröckh“*), und wie der Titel, so ist auch das ganze Buch mit Lateinischen und Deutschen Brocken, mit anscheinenden Trivialitäten und mit Scherzen ausgestattet, hinter denen sich mancher tiefliegende Sinn verbirgt. Wir glauben nur nicht, daß man in England sich die Mühe nehmen werde, diesen Sinn aufzufinden; die meisten Leser werden das Buch schon nach der ersten Durchblätterung aus der Hand legen und sagen, es sey ihnen zu Deutsch, womit sie dann freilich über Herrn Carlyle wie über die Deutsche Literatur abgeurtheilt, zugleich aber bewiesen haben werden, daß sie weder den Einen, noch die andere kennen. Der Herr Teufelsdröckh Carlyle's ist einer von den wunderlichen Deutschen Gelehrten à la Schoppe, Siebenkäs und Nikolaus Markgraf, wie sie unseren Lesern zur Genüge bekannt sind: so ein Wissenschaftsmensch ohne Raß und Ruh, der einen beständigen Durst nach Wahrheit hat, den ihm nichts in der Welt zu löschen vermag, so ein Gemisch von tiefem Faust und bombastischem Paracelsus, kurzum, ein „ewiger Deutscher“, wie wir diese besondere Gattung, nach Analogie des „ewigen Juden“, benennen möchten. Herr Teufelsdröckh ist ein Hegel-Schellingscher Philosoph, ein Boeck: Hermannscher Philolog und ein Eholud: Wegscheiderischer Gottesgelehrter zugleich, weiß aber eben vor lauter Widersprüchen zu keiner Befriedigung zu gelangen und tritt daher die große Wanderung durch und um die Welt, in die Lüneburger Heide und die Wüste Sahara, nach dem Nordpol und nach Karlsbad an — bloß um die Kleider der Menschen zu studiren, die verschiedenen Manns- und Frauen-Röcke, nach denen er endlich bei dem unzweifelhaften Zusammenhang der „Hülle“ mit der „Fülle“ ein übersichtliches Urtheil gewinnt und die Wahrheit, die langgesuchte, abstrahirt. Herrn Carlyle's Buch könnte man daher auch eine Abhandlung über Kleidertrachten der alten und neuen Zeit, einen „gelehrten Schneider“, nennen, wie er es denn selbst auch Sartor resartus genannt, und im Vergleich mit anderen ähnlichen Werken ist der trockene Gegenstand in der That mit so vielem Geist behandelt, als er nur zu ertragen vermag. Wir theilen hier, um auch von der Sprache des Herrn Carlyle einen Begriff zu geben, einige Worte aus der Einleitung mit: „Alle sichtbare Dinge“, sagt er, „sind Embleme; was du siehst, ist nicht da um seiner selbst willen; streng genommen, ist es gar nicht da. Die Materie existirt nur geistig, und um eine Idee zu repräsentiren, welche sie verkörpert hat. Darum sind Kleider, für so verächtlich wir sie auch halten, so unaussprechlich bedeutungsvoll. Kleider, vom Königsmantel abwärts, sind emblematischer Natur, nicht des Mangels allein, sondern auch der mannigfachen Art und Weise, wie der Sieg über den Mangel herbeigeführt wird. Andererseits sind alle emblematische Dinge eigentlich Gewänder aus Gedanken; oder Hand-Gespinnst. Muß nicht die Einbildungskraft Hüllen weben, sichtbare Körper, in denen die sonst unsichtbaren Schöpfungen und Inspirationen unseres Verstandes, gleich Geistern, zur Erscheinung kommen und hierdurch erst allmächtig werden? Menschen sind, wie man sich richtig auszudrücken pflegt, mit Macht, mit Schönheit, mit grauenhaften Functionen und dergleichen mehr bekleidet. Ja, wenn Ihr's genau betrachtet, was ist der Mensch und sein ganzes Erdenleben anders, als ein Emblem, ein Kleid, oder eine sichtbare Hülle für jenes Theil des göttlichen Ichs, das gleich einem Sonnensdubchen vom Himmel zu uns herabgeworfen wurde? Darum wird auch von dem Menschen gesagt, daß er mit einem Körper bekleidet sey.“ — Wir wollen nicht gerade behaupten, daß wir diese wenigen Worte auf das Strengste genau übersezt haben; um sie unseren Lesern verständlich zu machen, haben wir nothwendig den dunkeln Wald etwas lichten müssen. Vor einer Uebersetzung des ganzen Buches aber werden wir uns wohl hüten.

*) Sartor resartus; the life and opinions of Herr Teufelsdröckh. In three books. London, 1838.